

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 31.

Sonntag, 6. Februar.

1916.

(10. Fortsetzung.)

## Die Halliggräfin.

Roman von Albert Peterfen.

(Nachdruck verboten.)

Schweigend saßen sie da. Dann und wann schlug die Gräfin die Augen, die auf den Boden hinabträumten, auf und sah zu Momme hinüber. Sie bemerkte, daß er tief in Gedanken war. Und wie Born stieg es plötzlich in ihr auf: da sitzt er nun bei dir und ist doch in weiter Ferne. Woran denkt er? An den Seesthof? Den toten Freund? Oder an jenes blonde Mädchen?

Sie wandte sich zu ihm hin und fragte: „Woran ist eigentlich Ihr Freund Uwe Tychen gestorben?“

Er blickte überrascht auf.

„Ein Messerstich verletzte ihm die Lunge.“

Nach einer Weile sagte die Gräfin: „Ein Messerstich? Kommt so etwas hier auch vor? Ich finde, solche Messerstecherei ist so feige, so heimtückisch.“

Da bemerkte die Gräfin, daß ein Zug der Verachtung auf Mommes Gesicht trat, und wegwerfend erwiderte er: „Es war ein Fremder, der es tat — ein Fremder.“

Fremd! Wieder zuckte sie zusammen, als hätte jemand sie geschlagen. Fremd! Herrgott, blieb auch sie immer fremd hier — auch ihm?

Sie fühlte das Gefühl, als fröstelte ihr. Sie stand auf, rückte sich einen Stuhl dicht vor die offene Ofenflur und starrte mit großen traurigen Augen in das rotglühende Feuer.

Der Sturm rüttelte noch immer gegen die Fensterrahmen, fuhr mit Macht übers Strohdach, daß die Sparren ächzten und knarrten. Durch das Anschlagen der Regentropfen drang dann und wann das leise Schreien landeinwärtsfliehender Wandergänse.

Hier drinnen hörte man nur das leise hastende Ticken der Kokofuhr, ein Ticken, so aufgeregter wie das Pochen eines ungestümen Herzens.

Die Gräfin wandte sich plötzlich um.

„Kommen Sie“, sagte sie mit seltsam weicher Stimme, „rücken Sie sich einen Stuhl zu mir an den Ofen. Es — es ist so — Unwetter.“

Der Gräfin das Wetter unheimlich? Erstaunt folgte Momme ihrem Wunsche.

Wieder saßen sie stumm da. Er vornübergebeugt, die Unterarme auf die Knie gestützt. Sie hatte sich zurückgelehnt, der schöne Kopf lag im Stuhlrücken, müde, wie von einem Fiebertraum gerötet.

Plötzlich flüsterte sie: „Bin ich denn wirklich fremd hier?“ Er richtete sich auf, starrte sie an.

„So sagen Sie doch, bin ich fremd — fremd?“

Er sah, daß Tränen über ihre Wangen rannen, sah, daß um ihren Mund ein schmerzliches, gequältes Zucken spielte.

Er suchte nach Worten.

„Aber, Gräfin — es ist wohl nur das trübe Wetter — dieser Nebel — das Grau in Grau — das macht selbst viele der Einheimischen schwermütig, so schwermütig, daß sie —“

„Was? Daß sie —? So reden Sie doch.“

„Daß sie — auf törichte Gedanken kommen“, sagte er schnell.

Törichte Gedanken! Ja, es waren ja törichte Gedanken gewesen vom Anfang her. Was wollte sie mit Momme Harring?

Er aber fuhr fort: „Das geht nicht, Gräfin. Aus solchem schwermütigen Sinnen müssen Sie sich herausreißen. Sie — Sie können es doch — Sie sind doch so tapfer.“

Seine Stimme hatte immer weicher, bittender geklungen, und gerade das brachte sie um ihre Fassung.

Mit ungestümmter Heftigkeit hatte sie plötzlich seine Hände ergriffen, auf die Lehne ihres Stuhls gezogen und legte jetzt wie ein müdes Kind ihren tränennassen Kopf in seine breiten Handflächen.

In peinlicher Hilflosigkeit saß er still da. Was bedeutete das alles? Er war zu schwach, zu harmlos, um zu verstehen. Sie aber schmiegte ihre Wangen immer fester gegen seine Hände. Und plötzlich hörte er ihre leise Stimme, bittend, schmeichelnd, kosend zugleich: „Momme, lieber, lieber Momme.“

Da verstand er plötzlich. Zäh entriß er ihr seine Hände und sprang auf.

„Nein“, stieß er hervor, „nein, so nicht, Gräfin.“

Auch sie hatte sich erhoben, sich mit Mühe hoch und stolz aufgerichtet, die dunklen Augen brannten in dem leichenblassen Gesicht.

„Gehen Sie jetzt“, sagte sie mit tonloser Stimme.

Und er ging.

Als die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, warf sie sich wieder auf den Stuhl, schlug die Hände vors Gesicht und weinte, weinte, wie sie seit vielen Jahren nicht geweint.

Momme Harring aber saßte in dieser Nacht seinen Entschluß.

Momme war seit dem frühen Morgen ununterbrochen tätig. Er hatte sich eingehend nach dem Stand des Großviehs und der Schafe umgesehen, hatte den Knechten und Mägden ausführliche Anweisungen erteilt und war um die ganze Hallig herumgegangen, um den Zustand des Vorlands und der Befestigungsanlagen zu prüfen.

Da seit mehr als vierzehn Tagen weder Ausgaben noch Einnahmen gewesen waren, machte die Instandsetzung der Wirtschaftsbücher ihm keine Arbeit, und er glaubte, den Betrieb getrost etliche Tage verlassen zu können.

Als er sich in seinem Zimmer aufhielt und untätig vom Fenster aus in den Nebel hinausstarrte, wurde angeklappt, und eines der Mädel reichte ihm ein Billett.

Er riß den Umschlag auf.

„Ich befand mich gestern in einem krankhaften Zustand ungläublich nervöser Abspannung. Ich bitte Sie, die lächerlich törichte Egoe zu vergessen.“

Gräfin Adlersfelde.“

Mittränisch las Momme die Zeilen immer wieder. Dann aber atmete er erleichtert auf. Frankhafter Zustand — nervöse Abspannung — natürlich, das war es

gewesen. Warum hatte er es sich nicht gleich gedacht. Und jetzt schalt er sich einen eingebildeten Gecken, der sich gleich für so'n schneidigen Kerl gehalten hatte, daß eine Gräfin sich in ihn verlieben könnte.

Aber trotzdem — sein Entschluß war gefaßt. Es war auch für jeden Fall besser; wenn er mit Petrea erst öffentlich verlobt war, konnte auch eine so — wie jagte doch die Gräfin — lächerlich törichte Szene nicht wieder vorkommen.

Und doch wartete er mit bangem Gefühl von Verlegenheit auf die Zeit des Mittagessens.

Der große altfriesische Messingteller, den die Gräfin zu einem Gong hatte umarbeiten lassen, rief von der Diele her zum Mahl, und Momme begab sich klopfenden Herzens ins Wohnzimmer.

Die Gräfin unterhielt sich gerade angeregt mit ihrer Gesellschafterin, als er eintrat, und rief ihm, ohne ihn anzusehen, freundlich wie sonst „Guten Tag, Herr Harring“ zu.

Man setzte sich, und das Mädchen trug die Speisen auf.

„Sie waren heute morgen ja schon außerordentlich tätig, Herr Harring“, sagte Fräulein Vangett, „ich beobachtete Sie zufällig.“

„Ja, ich —“ und Momme wandte sich jetzt an die Gräfin, „ich möchte bitten, mich von heute bis zum Tage nach dem Weihnachtsfeste zu beurlauben.“

Die Gräfin sah ihn an, scheinbar mit gleichgültiger Freundlichkeit, aber ein eigenartiges Glänzen in ihren Augen verriet ihre innere Unruhe und Qual.

„Natürlich“, antwortete sie, „also bis zum 27.“

Momme nickte.

„Oder länger?“ setzte da die Gräfin mit Host hinzu. Er verstand sie nicht. Wollte sie ihm den Rauspaß geben?

Sie bemerkte seinen fragenden Blick.

„Also bis zum Tage nach Weihnachten“, sagte sie schnell.

„Nun, wollen Sie auf den Festball?“ meinte Fräulein Vangett lächelnd.

Momme atmete tief, dann antwortete er, jedes Wort betonend: „Ich will mich mit Petrea Thyssen verloben.“

Da die Gesellschafterin Momme mit großem Wortschwall gratulierte, hatte die Gräfin Zeit, sich zur Ruhe zu zwingen. Lächelnd reichte auch sie ihrem Verwalter die Hand und sagte: „Viel Glück.“

Am Weihnachtstag war Hochwasser, und Momme machte das Boot bereit und ruderte in die Wattensee hinaus.

Der Wind blies von Südwesten, das Meer war erregt, aber nach harter Arbeit erreichte Momme den Festlandstrand. Er zog das Boot aufs Trockene und schritt über den Deich nach seines Vaters Hof hinüber.

Der Koogsinspektor saß am Schreibtisch und arbeitete eifrig, um bis zum Fest „glatt“ zu sein.

Als Momme eintrat, hielt er einen Augenblick inne und sah fragend zum Sohn auf.

„Du — Vater — ich möchte mit dir sprechen.“

„Na, Momme?“

„Ich will mich mit Petrea Thyssen verloben.“

Der Koogsinspektor erhob sich, reichte dem Sohne die Hand und sagte lächelnd: „Gib's ja längst gewußt, Jung. Hast du sonst schon Pläne?“

Momme schüttelte den Kopf.

„Zwischen Verlobung und Hochzeit ist ja Zeit, Vater.“

Der Koogsinspektor nickte.

„Geh zum Canal hinüber, da findest du alle.“

Und Momme ging.

Ein reizvolles Bild bot sich dem Eintretenden.

Ein mächtiger Tannenbaum stand mitten im geräumigen Zimmer und um den Baum standen und saßen die Koogsbäuerin und ihre großen Söhne. Wie die Männer, sonst nur an schwere Arbeit gewöhnt, sich bemühten, vorsichtig den Gold- und Silberschmuck in die Zweige zu hängen. Und Gave, der doch die gefühlsvolle Heimat mit dem kühlen Goldlande Amerika ver-

tauschen wollte, saß geduldig da und Bronzierte mit heißen Wangen Walnüsse. Man plauderte und scherzte mit der Mutter, hob sie auf die starken Arme, wenn sie sich zu einem Zweig nicht hinaufrecken konnte.

Es war die Zeit — deutscher Weihnachts!

(Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lesefrucht. = 22

Der Mähige wird öfters kalt genannt  
Von Menschen, die sich warm vor andern glauben,  
Weil sie die Hitze fliegend überfällt.

Goethe.

### Goethes Großonkel über den Charakter der Franzosen.

Die vielen Bücher, Schriften und Abhandlungen, die während des Krieges entstanden, uns über Art und Wesen unserer Feinde unterrichten sollen, werden naturgemäß die Erinnerung an die Aufzählung längst verstorbener deutscher Männer in vergangenen Zeiten über dasselbe Thema. Denn wie wir heute den Charakter unseres alten Gegners, der Franzosen, kritischen Betrachtungen unterziehen, so bemühten sich auch unsere Vorfahren zur Zeit Goethes und auch schon in den Tagen vor Goethe, das Wesen der Franzosen zu untersuchen und festzulegen. In diesem Zusammenhang ist eine Auslassung von Goethes Großonkel, Johann Michael von Loens, über den Charakter der Franzosen von besonderem Interesse. Vor zwei Jahrhunderten geschrieben, haben diese Äußerungen, auf die Dr. Karl Meissen im neuesten Heft der „Deutschen Revue“ aufmerksam macht, in ihrer auch für die heutigen Verhältnisse zutreffenden Schärfe des Urteils eine erneute aktuelle Bedeutung gewonnen. Johann Michael von Loens gehörte zu jenen Begüterten der Pflege von Kunst, Wissenschaft und ästhetischen Liebhabereien lebenden Bürgern, die in jener Zeit in dem reichen und gebildeten Frankfurt häufig anzutreffen waren. Er stammte aus einer reformierten niederländischen Familie, die sich 1623 in Frankfurt niederließ. Er selbst wurde im Jahre 1694 in Frankfurt geboren. Er studierte an den Universitäten Marburg und Halle die Rechtswissenschaften, unternahm ausgedehnte, künstlerischen und kulturellen Interessen gewidmete Reisen, geriet durch den Tod seines Großvaters Passavant in den Besitz eines großen Vermögens und trat schließlich als Regierungspräsident der Grafschaften Teßlenburg und Lingen in den Dienst Friedrichs des Großen. Johann Michael v. Loens schrieb eine große Anzahl biblischer, kulturpolitischer und ästhetischer Werke. Seine genaue Kenntnis der Franzosen verdankte er zum Teil den unwillkommenen Abenteuerern, die ihm der Siebenjährige Krieg brachte. Er geriet in französische Gefangenschaft und wurde vier Jahre lang als Geisels in Wesel gefangen gehalten. Das folgende, auch auf Reisen gesammelte Urteil über die Franzosen stammt aus Loens' Werk „Der französische Hof nebst dem Charakter der Franzosen“:

„Nichts schmeichelt dem Geist der Franzosen mehr als die Ehre. Es heißt bei ihnen alles Ehre. In allen Reden und bei allen Gelegenheiten gebrauchen sie dieses Wort; sie mengen solches in alle ihre Gespräche. Alle Herrlichkeiten und alle Vorteile dieses Lebens beziehen sich darauf, und man sollte meinen, dieses Ding sei die Gottheit der Franzosen. Sie erkennen, daß unter denjenigen Eigenschaften, welche den Menschen von anderen Geschöpfen unterscheiden, der Verstand die vornehmste sei. Ihr Ehrgeiz macht sie deswegen auf diesen Vorzug so eifersüchtig, daß sie solchen durch aus vor allen anderen Völkern sich zueignen. Nichts vergnügt ihren Hochmut mehr als diese Einbildung. Sie sind voller großer Anschläge, sie unternehmen eine Sache leicht; allein, wenn sie einem tapfern Gegenstand finden und das erste Feuer vorüber ist, so überlegen sie die Gefahr und suchen ihre Sicherheit so gut sie können. Hurtig aufgebracht, schnell im Begreif, übermütig im Glück, verzagt im Widerwärtigkeit und knechtisch in der Noth. Alleamt haben sie viele Einbildung von sich selbst; sie sind dabei geschäftig, aufgeräumt, tollkühn, leichtsinnig und unbeständig. Ihr Hochmut hat deswegen nichts, das sich selbst ähnlich ist; denn er verfällt sehr oft in das Kleine und Lächerliche. Sie wollen durchaus gefallen, und eben dieses macht, daß sie öfters mißfallen. Sie leben nicht kostbar, ihr größter Aufwand geht auf Ruh und Meider,

In Paris bediente man sich ordentlich der Schminke und bedeckte auch damit die häßlichsten Gesichter. Es gibt sogar gewisse Mannsleute, die man Petits Maitres nennt, welche den Frauenleuten dies Kunststück nachmachen und die wie gemalte Puppen aussehen. Diese Art Menschen sind die lächerlichsten Geschöpfe auf dem ganzen Erdboden; sie verdienen, daß man von ihnen eine kleine Abhildung macht. Die Petits Maitres sind eine Art von Mannsleuten, welche in Ermangelung wahrer Verdienste sich zwingen, artig und wichtig zu sein; sie reden wie die Helden auf der Schaubühne und zieren sich wie die Weibsbilder. Wo sie hinkommen, bewundern sie ihr Ebenbild im Spiegel und ziehen ihre gekauften Haare nach dem Gesicht; sie haben ein solches Vergnügen an ihrer Artigkeit, daß sie immer hüpfen und springen, tanzen und singen; sie gaukeln mit ihren Händen und machen allerhand Grimassen, nachdem sie eine Person vorstellen wollen; sie drohen, mit ihren Fingern die Herzen aller Schönen zu fesseln und trauen ihrer Vortrefflichkeit alles zu. Sie reden mit großer Lebhaftigkeit von Dingen, und wann sie gleich gar nichts davon verstehen, so haben sie doch das Herz, davon zu urteilen. Wollen es andere Leute besser wissen als sie, so lachen sie dieselben großmütig aus. Sie sprechen meistens nur von sich selbst und von ihren Geliebten und Liebschaften, denn es heißt bei ihnen *ex utroque Caesar*. Sie fluchen dabei auf eine besondere Art und glauben, daß ihnen alles wohl stünde. Sie erfinden die neuen Moden und sehen die Künste eines geschickten Schneiders über alle Künste und Wissenschaften. Sie begleiten alles, was sie tun, mit einer besonderen Gebärde, welches sie *bon air* nennen. . . . Die Franzosen bekümmern sich überhaupt mehr um den Schein als um die Sache selbst. Wenn man sie nur ehret, lobet und Werks aus ihnen macht, so gefällt ihnen solches mehr als alles. Was sie nicht sind, das erfüllen sie mit ihrer fauchbaren Einbildung. Alles ist bei ihnen übertrieben. Fast jedermann kleidet sich über seinen Stand und sein Vermögen. Der Hochmut ist der herrschende Fehler. Ihre Schwelgerei scheint größer, als sie ist; sie machen mehr Lärm bei ein paar Flaschen Wein als die Deutschen bei einem großen Gelage. Wenn einmal ihre Bilder im Gehirn ein wenig roge werden, so schwärmen sie mit wenig Unkosten. Bei ihnen gelten lauter Superlative. Nichts ist bei ihnen mittelmäßig oder gut; eine Sache ist entweder abscheulich oder unvergleichlich. . . . Die Pariser sind so eingenommen von sich selbst, daß sie sich nicht einbilden können, wie man artig sein kann, wenn man nicht eine Zeitlang zu Paris sich aufgehalten hat. . . . Als ich das erstemal mit ein paar Franzosen in die Opera ging und keine außerordentliche Bewunderung darüber bilden ließ, fragten mich dieselben mit einiger Befremdung: Ob ich auch jemals dergleichen gesehen und gehört hätte? Ich sagte ja; sie forschten, wo? Ich erwiderte, zu Wien und in Dresden. Wie, zu Dresden? fragte der eine voller Verwunderung. Was ist das für ein Ort? Wo liegt derselbe? . . .



### Aus der Kriegszeit.

Die Kaukasusfront. Das Wort „unmöglich“ scheint es für unsere Seeresleitung nicht zu geben. Schwierigkeiten und Hindernisse sind für sie nur da, um überwunden zu werden. Und mit einer jedem Kenner orientalistischer Verhältnisse unfasslichen Wichtigkeit hat die türkische Seeresleitung diesen deutschen Geist der Kriegsführung übernommen und sich zu eigen gemacht. Von den ganz eigenartigen, räumlich weit ausgedehnten und schwer zugänglichen Kriegsschauplätzen, auf denen die Türkei sich ihrer Feinde zu erwehren hat, macht man sich bei uns keine rechte Vorstellung. Zwar leisten die deutschen Kulturwerke der Vagabundbahn und der Anatolischen Bahn unseren tapferen Verbündeten für ihre militärischen Unternehmungen bereits hervorragende Dienste; aber beide Eisenbahnlinien reichen ja bei weitem noch nicht bis in die Gegenden, wo augenblicklich die Kämpfe mit den Engländern (bei Kut-el-Amara im Irak) und mit den Russen (östlich von Erzerum) stattfinden. Rußland wußte ganz genau, warum es — leider mit Erfolg — die Fortführung der Anatolischen Bahn über Angora hinaus nach Erzerum und Diarbesser hintertrieb: es hat nicht mit Unrecht eine Kräftigung der Türkei an der armenischen Grenze vorans. Hier, etwa auf der Linie vom Van-See bis Batum am Schwarzen

Meer, sind seit kurzem schwere Kämpfe im Gange. Auch östlich davon, auf persischem Gebiet, am Urmiassee, haben sich Gefechte zwischen Russen und Kurden abgespielt. Über die wirtschaftliche und strategische Bedeutung des Erzerum-Gaues spricht sich Ewald Banse, der wie kaum ein anderer Kleinasiens kennt, in seinem kürzlich bei George Westermann in Braunschweig erschienenen ausgezeichnet interrichtenden geographischen Werk „Die Türkei“ folgendermaßen aus: „Die hohe Bedeutung dieser Landschaft liegt darin, daß durch ihre südlichen Gänge die alte persische Karawanenstraße läuft, die heute in Trapezunt an den modernen Verkehr anknüpft, während sie in früheren Zeiten daneben wichtige Zweige über Tokat und Sinas nach Westen sandte, und darin, daß diese empfindliche Linie im Norden durch sehr unzugängliche und öde Bergmassen flankiert und gegen Eingriffe der jeweiligen nördlichen Macht leidlich gesichert wird. Wenn irgendeine die vollkommenen Atemzüge der Weltgeschichte hörbar werden, dann ist es hier; und wenn außer den Meerengen (den Dardanellen) die Türkei eine gefährdete Stelle besitzt, dann hier in Erzerum, dem bequemsten Einfallstor in ihre armenischen Provinzen. Diese Rinde, deren östliche Rasse und strategische Vorteile ganz in Rußlands Hand liegen, behaupten, heißt schon Siege erringen. Um so notwendiger ist es für den Bestand des Sultanats durch den Bau einer Längsbahn von Angora über Sinas oder Tokat nach Erzerum den Aufmarsch von Truppen an die moskowitische Grenze zu beschleunigen; dies ist eine der wichtigsten Aufgaben der aller nächsten türkischen Zukunft und wurde bisher durch die russische Politik hintertrieben, welche gleichgültig ihrem eigenen Vormarsch durch eine über Kars neuerdings in aller Stille bis Sarikamisch in der Nähe der Grenze fortgeführte Bahn wesentliche Vorteile gesichert hat.“ Die gefährdete Stelle an den Dardanellen hat dank der Tapferkeit der Verteidiger allen Stürmen der Feinde getrotzt; auch die Kaukasusfront wird von den Türken — darauf dürfen wir ruhig hoffen — zähe behauptet werden. . . . Den Kriegsschauplatz bildet Türkisch-Armenien, eine mächtige Hochlandsmasse, welche die umgebenden Länder überragt. Wo Persien, Rußland und die Türkei zusammenstoßen, erhebt sich der 5200 Meter hohe Ararat. Noch mehrere über 3000 Meter hohe Berggipfel ragen aus dem transkaukasischen (oder pontisch-armenischen) Hochland empor. Ein großer Teil der Landschaft nördlich von Erzerum besteht aus vulkanischem Boden und ist daher Steppe. Nur in den Flußtalern ist eine reiche, fruchtbare Vegetation. Die Hauptstadt Erzerum ist eine wichtige Handelsstadt und ein militärisch hochbedeutender, befestigter Waffenplatz. Die Gänge am oberen Murad, der sich später mit dem Euphrat vereinigt, sind gleichfalls von mächtigen Gebirgsketten durchzogen; auch dies Land ist größtenteils vulkanischer Natur; es liegt zudem ungünstig zu der Richtung der Seewinde, so daß auch hier meistens nur Weideland ist. Schaf- und Ziegenherden, von bewaffneten Kurden bewacht, finden hier körnliche Nahrung. In einer weiten Gebirgsenkung, die immer noch mindestens 1700 Meter hoch liegt, zieht sich die große persische Karawanenstraße hin, für eine Eisenbahnverbindung gleichsam vorausbestimmt. Der Grenzort Bajesid besitzt als Poststation eine starke Garnison. (Lg.)

Die Stare im Marschland. Die Vermehrung der Stare in den den Küsten nahegelegenen Gebieten Norddeutschlands hat wie der Prometheus aus Hienburg berichtet, bereits in den zwei oder drei letzten Jahren in geradezu erstaunlicher Weise zugenommen. In diesem Jahre scheint die Verbreitung der Stare in den genannten Gebieten, namentlich im Marschland an der Nordseeküste, ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Besonders im Spätherbst — zur Zugzeit der Vögel — sah man die Stare in so ungeheuren Massen, daß es völlig unmöglich war, auch nur schätzungsweise ihre Zahl anzugeben. Während diese Mengen von Staren tagüber wenig auffallen, da sie in kleine Gruppen verteilt, ihre Nahrung suchen, erblüht man sie gegen Abend in Schwärmen versammelt, um im Röhricht der Marschen einen gemeinsamen Schlafplatz zu beziehen. Sie fliegen dann aus allen Himmelsrichtungen herbei, so dicht und zahlreich, daß sie wie Rauchwolken erscheinen. Da sie sich aus der Luft ins Rohr fallen lassen, werden viele Rohre gelüftet, was oft einen nicht unbedeutenden Schaden verursacht. Aus diesem Grunde haben die Bewohner der Marschen neuerdings alle möglichen Mittel verjagt, um die Vögel zu vertreiben; doch war dies bisher stets vergebliche Mühe. Abgesehen wird der durch das Abknicken der Rohre von den Staren verursachte Schaden weitgemindert durch die Vertilgung der verschiedensten schädlichen Insekten, namentlich der Maden der Schnaken in den Wiesen.

# Schach

Alle die Schachbegeisterung betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblattes zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

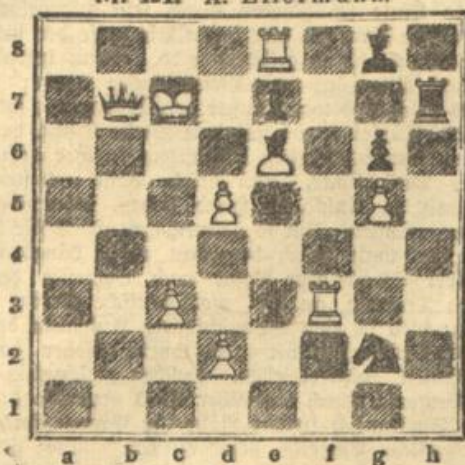
Redigiert von H. Stiefelbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 6. Februar 1916.

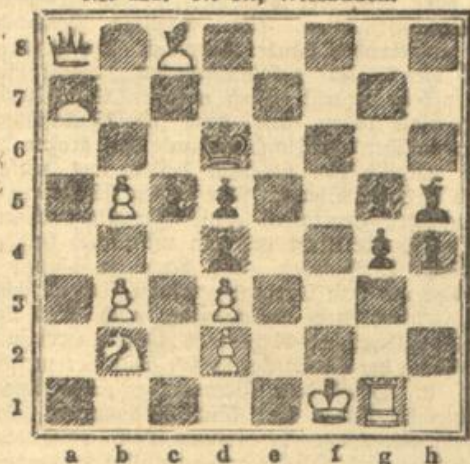
## Aufgaben.

Nr. 421. A. Ellermann.



Matt in 2 Zügen.

Nr. 422. N. N., Wiesbaden.



Matt in 4 Zügen.

Diese Aufgabe ist identisch mit Nr. 418, die sich als unlösbar erwiesen hat und daher vom Verfasser verbessert worden ist.

## Partie 154.

Zweispringerspiel im Nachzuge.

Weiß: v. Holzhausen.

Schwarz: Dr. Tarrasch.

- |           |         |                             |
|-----------|---------|-----------------------------|
| 1. e2-e4  | e7-e5   | Gegner Gelegenheit zu einer |
| 2. Sg1-f3 | Sb8-c6  | pikanten Kombination gibt.  |
| 3. Lf1-c4 | Sg8-f6  | 10. Lc4xf5+! Kg8xf7         |
| 4. d2-d4  | e5xd4   | 11. Sd4-e6! Sd7-e5          |
| 5. 0-0    | d7-d6   | Schwarz darf den Springer   |
| 6. Sf3xd4 | Lf8-e7  | wegen Dd5+ und Df5 matt     |
| 7. Sbl-c3 | 0-0     | nicht nehmen.               |
| 8. h2-h3  | Tf8-e8  | 12. Dd1-h5+ Kf7-g8          |
| 9. Ttl-e1 | Sf8-d7? | 13. Se6xd8 Te8xd8           |

Ein starker Fehler, der dem

14. Sc3-d5 Schwarz gibt auf

## Auflösungen.

- Nr. 416 (5 Züge). 1. h4, e2 2. Lc2, dxc2. 3. Th3, e1 bel. 4. Th3, co. 5. Th1#. 1. . . ., Ke2 2. Lxd1+, Ke1 3. Lf3+, d1 bel. 4. Txd1#. Nr. 417 (2 Züge). 1. f6.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. B., Militärkrankenwärter Landsiedel und K. Hofmann in Wiesbaden, zu Nr. 417 auch Wdw. und A. L. in Wiesbaden, sowie J. M. in Erbenheim. Nr. 416 wurde nachträglich von Gefr. Georg Marufke im Felde gelöst.

# Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

## Bilderrätsel.



## Magisches Quadrat.

Mit folgenden 24 Buchstaben: B, B, C, C, C, C, E, F, F, I, I, K, K, K, K, L, L, L, L, O, U, U, U, U und einem x fülle man die 25 Felder eines Quadrates, sodaß die zweite senkrechte und wagrechte Zeile einen berühmten deutschen Maler, die dritte einen Ort in Deutsch-Ostafrika ergeben. Die vierte Zeile ergibt einen Sinn nicht und enthält als Füllsel das x, die vier äußeren Zeilen ergeben den Namen eines vielgenannten Heerführers.

## Rätsel.

„Was hilft's?“ sprach der Papa  
Zur milderen Mama,  
„Schon alles ward probiert,  
Nichts hat den Wicht kuriert.“  
„Nein, andre den Akzent,  
Das führt zu bess'rem End'  
Bei solchem Taugenichts,  
Und: Biegt es nicht, so bricht's“.

## Auflösungen der Rätsel in Nr. 49.

Bilderrätsel: Winterfeldzug in Rußland. — Ergänzungsrätsel: Verjagung der Ententruppen aus Griechenland. (Vier, Jagd, Zunge, Leder, Biene, Tenne, Stern, Strumpf, Spende, Maus, Grief, Zeche, Grönland). — Der Muehik. (Anagramm): Spion. (Stein, Pfeife, Iwan, Orel, Nagel.) — Zahlenrätsel: Bulgarien. (Ulanen, Leier, Grab, Arie, Riga, Iran, Ella, Nagel.) — Buchstabenrätsel: Bauer, Auber, Tauber, Taubert.

## Für die Kinder.

Die Knacknuß in der letzten Nummer der „Illustrierten Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts“ war eine einfache Rechenaufgabe, die nur infolge der zahlreichen Nullen einige Geduld erforderte. Die Lösung ist: Wenn wir mit einem Eilzug reisen, der in jeder Stunde 10 Meilen zurücklegt, brauchen wir rund drei Wochen, um eine Reise um die Erde zu machen, rund 7 Monate, um den Mond zu erreichen, rund 231 Jahre, um zur Sonne zu gelangen und rund 1000 Millionen Jahre, bis wir auf dem Stern Capella eintreffen. Das Licht von Capella ist, bis es zur Erde gelangt, rund 72 Jahre unterwegs. Die meisten Löser haben die verschiedenen Zeiten gewissenhaft bis auf die Stunde ausgerechnet. Richtige Lösungen sandten ein: Hedwig Andrae, Kurt Berg, Gertrud Beiz, Ernst Berghausen, Wilhelm Bartels, Gustav Fickert, Siegfried Fischinger, K. Fröhlich, H. Goldschmidt, Hugo Hirschmann, Fritz Heerlein, Wilhelm Hemberger, Hans Immich, Hermann Kamentzky, Margarete Kruse, Henny Kugelstadt, Karl Lenz, Willy Merz, Karl Nordmann, Elisabeth Pitz, Helene Ratner, Theo Ratner, Fritz Reinach, Hans Schaefer, Hedwig Schröder, Hubert Schnäuder, Röschen Werner, Gerhard Wüsten und Egon und Gelda Zeitlin, sämtlich in Wiesbaden, sowie Elfriede und Karl Schröder und Paul Lang in Biebrich a. Rh., Max Goldschmidt in Bierstadt, Hans Geismar in L.-Schwalbach und E. Geromont in Winkel.

**Halbmonatliche Freibeilage  
des Wiesbadener Tagblatts**

[illegible]

№. 3.



Von **Max Schiefelkamp.**

(Nachdruck verboten.)

Ein Befehl! Im Nu saßen die Kosaken zu Pferde und rangierten sich in Marschkolonnen. Zwei von den

Steppenreitern fesselten dem Verräter die Hände auf den Rücken und banden ihn mit schmierigen Lederriemen an, so daß er zwischen ihren Pferden laufen mußte. Dann ging es im kurzen zappigen Trab vorwärts.

Es setzte Fußstöße und Knutenhiebe, wenn der Gefesselte nicht mit den Pferden Schritt halten konnte. Der Knecht biß die Zähne zusammen. Er wollte nichts fühlen. Was waren ihm körperliche Schmerzen, was Demütigungen! Seine Rache sollte befriedigt werden! Der unsagbare Haß, der in ihm loderte, der ihn verzehrte wie fressendes Feuer, der ihn Nachts nicht schlafen ließ und tagsüber ruhelos hin- und herjagte, dieser Haß sollte wüten dürfen, sich ausraufen dürfen, wie sie die Reiter des Zaren in Feindesland übten. Er der fremde Knecht, der sich widerspruchslos hatte ducken müssen, er würde Herr sein über die, die ihn bis jetzt beherrscht. Er würde das deutsche Mädchen, dessen Peitsche ihn für ein verwegenes Wort gezüchtigt, erbeben sehen in Angst und Not. Er wollte ihren Stolz brechen, sie in den Schmutz zerren. Er würde die Kosaken gut führen, und wenn er dann frei war und Mord und Brand durch das Dorf rasten, dann sollte seine Stunde schlagen, die er seit jenem Augenblick herbeigesehnt, da die scharfe Reitgerte ihm zischend über die frechen Augen fuhr.

„Vorwärts — Bursche!“ Ein Kolbenstoß ins Kreuz nahm ihm für einen Augenblick den Atem. Er achtete dessen nicht. Er sah das blonde Haar, sah die strahlenden Augen, sah die Gestalt, die ihn bezaubert hatten, bis die tolle Leidenschaft für die Tochter seines Herrn sich in keck zudringlichen Worten Luft gemacht hatte.

„Vorwärts — Lump!“ Er fühlte den Fußstoß nicht. Mechanisch lief er den wohlbekannten Wadspfad zwischen den Pferden. Vor seinen Augen stand das Mädchen in seiner deutschen Schönheit und Anmut.

„Halt — halt!“ Heiser und rauh, abgehackt kam es heraus.

„Da, — da vorn!“ Er bemühte sich, mit dem Kopf die Richtung zu weisen.

Ein Pfiff — die Pferde standen regungslos.

„Sind Feinde im Dorf?“

„Nein, Herr Offizier.“

„Ist das Nest trotz Deiner Behauptung besetzt, gibts eine Kugel vor den Schädel, merk Dir das mein Sohn!“ Der Offizier hob die Rechte und im kurzen Galopp ging es in Reihen zu zweien auf das Dorf zu. Vorn kaum den Boden mit den Füßen berührend, halb geschleppt von den Kosaken, raunte mit versagendem Atem der Verräter seiner Stunde entgegen.

Die Hunde in den Gehöften schlugen an, wild und lärmend, hier und da kirrte ein Fenster auf und wieder zu, denn in demselben Augenblick knatschte eine Kugel gegen die Mauer oder splitterte die Scheibe in Trümmer.

„Wo wohnt der Bürgermeister?“

Der Verräter wies den Offizier zum Gemeindevorsteher, der eben, ein weißes Tuch schwenkend, vor der Tür seines Hauses stand.

Der Offizier winkte ab. „Gut — gut!! Haben Sie deutsche Soldaten verborgen?“

„Nein, Herr Kapitän!“

„Sie bleiben als Geisel bei mir. Geschieht meinen Leuten das Geringste zu Leide, werden Sie an die Mauer gestellt und erschossen. Verstanden? — Zeigen Sie mir, wo der Pfarrer und noch ein angesehenener Mann wohnen.“

Der Mann wies nach dem Herrenhaus. „Da drüben, unser Gutsherr, der ist ja der angesehenste Mann hier.“

„Folgen Sie!“ Der Offizier ritt auf den Gutshof.

„Laßt mich los jetzt, — ich habe Euch ehrlich geführt!“ Der Knecht stand vor einem Unteroffizier der Kosaken. Der grinste und schüttelte den Kopf.

„Ich will Euch Schnaps zeigen — Wodka!“ Der Russe grinste und verstand; er schnitt die Lederfessel durch und folgte dem Verräter in das Dorfwirtshaus, wohin ein großer Trupp folgte. Sie brachen in das Haus wie Räuber ein; sie schlugen alles in Stücke und leerten die Flaschen gierig.

Da kirrte die Scheibe, von einer verirrten Kosakenkugel zertrümmert, und der Unteroffizier sank mit einem Aufschrei zu Boden.

„Das waren die Deutschen!“ Der Knecht hatte es gerufen, gellend und hell, und der Sinn ging den russischen Reitern auf. Sie drängten zur Tür hinaus; sie rissen die Klitten von der Schulter und feierten wütend, blindlings in Häuser und schleuderten den Brand in die Gebäude. Zelluloidstreifen flammten auf und legten den zündenden Funken an die Wohnungen, loderten Brand entfesselnd.

Das Knattern des Gewehrfeuers, das Hilfesgeschrei der Frauen und Kinder, das Wutgeheul der russischen Bestien mischte sich zu einem schauerlichen Chaos. Und durch das Gewirr setzte in langen Sähen der Knecht nach dem Gutshof. Seine Stunde war gekommen. Unter der breitflügeligen Linde vor dem Herrenhaus lagen der Gutsherr und der Gemeindevorsteher in ihrem Blute. Der Kosak hatte sie zu Beginn des Tumultes im Dorfe ohne Weiteres erschossen; dann war er mit seiner Begleitung in die Wohnung gedrungen. Auch hier züngelte die blutrote Flamme gierig empor, während die Feinde raubten und plünderten. Der Knecht jagte die Treppe hinauf in den ersten Stock, wo er die Tochter seines erschlagenen Herrn vermutete. Er klopfte an ihre Zimmertür: „Machen Sie auf, Fräulein, ich will Sie retten!“ Der Schlüssel wurde herumgedreht, und vor ihm stand das deutsche Mädchen, das er liebte und haßte bis zum Wahnsinn, kalt und blaß, rührend in ihrer Schönheit. Und selbst in der heimtückischen Bestie wurde ein besseres Gefühl wach. Er zauderte — der Augenblick überwältigte ihn. Nur auf Sekunden! Es galt ja seine Stunde auszunutzen. Und er riß die Wehrlose an sich und preßte seinen Mund auf ihre Lippen. Da polterten Tritte die Treppe herauf. Der Kosakenoffizier stürmte durch die offen gebliebene Tür herein und schlug den frechen nieder. Und nun trat an die Stelle des Knechtes der Russe. Aber Eva von Marschall hatte ihre Fassung zurückgewonnen. Sie wehrte sich, fest entschlossen, eher zu sterben, als die Schmach zu erdulden.

Während sie miteinander rangen, wurde draußen das Schießen heftiger. Lautes Schreien tönte ins Zimmer hinein. „Die Deutschen!“ — „Die Deutschen!“ Der Kosak ließ einen Augenblick von dem Mädchen ab und lauschte; dann stieß er einen Fluch aus, feuerte die Pistole gegen sein Opfer ab und stürzte hinaus.

Er kam nicht weit! Im Hausflur brach er, von einer Kugel des Grafen Behlen getroffen, zusammen. Der Mann stürzte weiter die Treppe hinauf, und fand Eva von Marschall, über der Leiche des verräterischen Knechtes zusammengefunken.

Sie lebte, nur ein unbedeutender Streifschuß an der linken Hand hatte sie getroffen. Und als sie die Augen aufschlug und die deutsche Uniform erkannte, als sie die Augen des sorgsam um sie bemühten Offiziers in tiefem Mitleid und in stiller Bewunderung auf sich gerichtet sah, da faltete sie die Hände in andächtigem Dank für die Rettung in letzter Stunde.

Draußen verhallte langsam das Gewehrfeuer, das den fliehenden Kosaken nachgesandt wurde. Aus den Häusern aber loderte der Brand, gegen den klaren Oktoberhimmel aufschlagend. Schwarzer Rauch lag in dicken Schwaden über dem Dorfe, das noch vor einer Stunde eine Stätte des Friedens gewesen und ausgebrannte Mauern reckten ihre traurigen Reste gen Himmel.

# Wie Christopher Ludwig gegen die Engländer kämpfte.

Von Dr. Arthur Feldt.

(Nachdruck verboten.)

Unter den vielen kraftvollen und echt deutschen Männern Amerikas, die dorthin deutsches Wesen verpflanzten und dort deutscher Kultur Eingang verschafften, gleichzeitig aber auch die Geschichte der Vereinigten Staaten begründen halfen, gehört unzweifelhaft Christopher Ludwig, einer der ersten Vertreter des Deutschtums im Auslande. Geboren am 17. Oktober 1720 zu Gießen, ward er schon während seiner Knabenjahre von seinem Vater, einem Bäcker, in die Künste dieses Handwerks eingeweiht, das ihm in seinem späteren Leben während seiner hervorragenden Beteiligung an dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege den Titel eines „Bäcker-Generals“ eintrug. Denn ebenso wie Washington und Franklin stets im Zusammenhange mit diesem für zwei Erdteile bedeutsamen Ereignisse genannt werden, so wird auch Christopher Ludwigs Name unauslöschlich mit der Losreißung der am 4. Juli 1776 begründeten ersten dreizehn Vereinigten Staaten von England verbunden bleiben.

Daß er als einer der ersten aufstand, um den Kampf gegen England zu predigen, ist auch kein Wunder; steckte ihm die kriegerische Natur ja von seinen Knabenjahren an sozusagen im Blute. War er doch mit siebzehn Jahren bereits unter die Soldaten gegangen und hatte den Krieg mitgemacht, den damals Österreich als Bundesgenosse Russlands gegen die Türkei führte. Nach dem Friedensschluß von Belgrad im Jahre 1739 marschierte Christopher Ludwig mit nach Wien zurück, wo er während seines siebenmonatigen Aufenthaltes auch die Hinrichtung eines Generalkommissärs des österreichischen Heeres wegen Betrugs und Unterschlagung miterlebte. Schon das nächste Jahr findet ihn wieder in den Reihen der Kämpfer, die nach Karls VI. Ableben und der Thronbesteigung Maria Theresias zum österreichischen Erbfolgekrieg ausgezogen waren und als Besatzung von Prag im November 1741 kapitulierten. Nach dem Dienst unter Österreichs Heerschaaren versuchte er es unter Friedrichs des Großen Fahnen, um nach dem Breslauer Friedensschluß im Jahre 1742 nach London und von dort nach Philadelphia zu gehen. Der deutsche Bäcker, der ein so abenteuerliches Leben hinter sich hatte, nun aber allen Ernstes und mit bestem Erfolge seinem Handwerk nachging, sich mit einer englischen Witwe verheiratete und es nach zwanzigjähriger Tätigkeit zu einem Besitz von neun Häusern und einer Farm, sowie eines Barvermögens von dreitausendfünfhundert Pfund pennsylvanischen Geldes gebracht hatte, wurde unter seinen Landsleuten bald eine hervorragende Persönlichkeit, die das Herz auf dem rechten Fleck trug.

Jahrzehntelang hatten die Kolonien unter der Bedrückung durch das englische Joch geseufzt, sodaß die Bevölkerung kaum noch die Lasten für das Mutterland aufzubringen vermochte. Eine Bewegung gegen Britannien war im Anzug. Als dann die Revolution wirklich ausbrach, war Christopher Ludwig bereits ein Mann von fünfundsünfzig Jahren; aber der kräftige Pulsschlag der Zeit und seine unbegrenzte Begeisterung machten ihn wieder zum Jüngling. Er gehörte mit Leib und Seele zu den Patrioten, zu der Partei der Freiheit. Als wegen der Sperrung des Bostoner Hafens im Jahre 1774 ein Dreihundvierziger-Komitee ernannt wurde, um mit den Schwesternkolonien über gemeinschaftliche Maßregeln in Verhandlung zu treten, vergaß man den deutschen Bäcker Philadelphias nicht.

Ludwig wußte recht wohl, daß es gegen die Schäden der Zeit kein anderes Heilmittel gäbe als Pulver und Blei: „Ohne Schwefel und Salpeter keine Freiheit!“ Im „Pennsylvanischen Staatsboten“, von dem eine Nummer noch im Archiv des Stadthauses von

Philadelphia, datiert 14. Mai 1776, aufbewahrt wird, heißt es in einer Anzeige:

„Christoph Ludwig in Lätitia Court sucht einen Mann, der rohen Schwefel so herrichten kann, daß derselbe zur Anfertigung von Pulver kann gebraucht werden.“

Dieses Inserat ist nicht nur ein bedeutames Zeichen der Zeitbewegung, sondern auch des Mannes, der es verfaßte. Als Gouverneur Mifflin in einer Versammlung des Dreihundvierziger-Komitees den Vorschlag unterbreitete, zum Ankauf von Waffen eine Geldsammlung zu veranstalten und Stimmen laut wurden, daß bei der allgemeinen Not der Zeit wohl keiner Geld dafür übrig haben würde, erhob sich Christopher Ludwig und sagte in gebrochenem Englisch: „Herr Präsident, ich bin zwar nur ein armer Pfefferkuchebäcker, aber schreiben Sie mich auf mit 200 Pfund.“ Damit war der Vorschlag angenommen, denn noch in derselben Sitzung wurde soviel gezeichnet, daß 1580 Pfund pennsylvanischen Geldes — nach unserer heutigen Währung etwa 18960 Mark — zur Verfügung standen, das Pfund pennsylvanischen Geldes zu 12 Mark gerechnet.

Christopher Ludwig trat selbst im Sommer desselben Jahres (1776) als Freiwilliger in die Miliz ein; verzichtete auf Sold und Rationen und ermunterte seine Kameraden und erfüllte sie mit Liebe zur Freiheit, indem er ihnen das elende Leben und die bedrückenden Verhältnisse in seiner eigenen heffischen Heimat schilderte. Als eines Tages einige, unzufrieden mit der elenden Kost, das Lager verlassen und nach Hause zurückkehren wollten, eilte er hinüber zu ihnen und warf sich im Angesicht aller auf die Knie. — Lautlose Stille; man wunderte sich, was auf einmal in den Mann gefahren war und dann hub er an: „Kameraden, hört einen Augenblick Christopher Ludwig an. Wenn wir Feuerlärm in Philadelphia aus der Ferne hören, so eilen wir mit Löschheimern hin, um das eigene Haus vor der Feuersbrunst zu bewahren. Haltet das große Feuer der britischen Armee von unserer Stadt ab. In wenigen Tagen werdet Ihr gutes Brot und eine Menge davon haben.“ Diese Worte machten auf die Mürrischsten so tiefen Eindruck, daß sich aller Gesichter auf einmal aufhellten und von Desertion weiter keine Rede mehr war.

Ludwig gehörte auch zu denen, die gleich von Anfang der Revolution an weiter in die Zukunft blickten und klar sahen, daß man auf dem halben Wege des Erfolges nicht stehen bleiben dürfe und daß der Krieg nur dann von dauerndem Nutzen sein würde, wenn vollständige Unabhängigkeit von England erkämpft werden könne; eine Frage, über die zunächst selbst in weitesten Kreisen noch größte Meinungsverschiedenheit herrschte. Auch da war es wieder Ludwig, der mit einigen Getreuen die Vorbereitungen für eine Provinzialkonferenz traf. „... Diese Provinzialkonferenz soll für den ausdrücklichen Zweck berufen werden, eine neue Regierung zu etablieren, die ausschließlich und allein unter der Kontrolle des Volkes stehen soll, für den Zweck der Erhaltung des inneren Friedens, der Tugend und guten Ordnung sowohl, als auch für die Verteidigung unseres Lebens, unseres Eigentums und unserer Freiheit...“, so heißt es in dem Protokoll, das zu den vielen Sehenswürdigkeiten im historischen Sitzungssaal der Philadelphiaer Cityhall, wo auch die Unterzeichnung der Unabhängigkeitserklärung am 4. Juli 1776 erfolgte, gezeigt wird.

Daß deutsche Fürsten ihre Untertanen an England verkauften, um gegen die amerikanische Unabhängig-

keit zu kämpfen, empörte Ludwigs Herz aufs höchste. Doch gegen die willenlosen Opfer solcher fürstlichen Willkür hegte er keinen Groll. „Bringt die gefangenen Hessen“, sagte er bei einer Gelegenheit, „nach Philadelphia und zeigt ihnen unsere schönen deutschen Kirchen, laßt sie unsere Rindsbraten kosten und unseren Hausrat sehen; dann schickt sie wieder fort zu den ihrigen und Ihr sollt sehen, wie viele von denen uns zulaufen werden.“ Der Kongreß ging auch bald auf Ludwigs Idee ein, und als Washington am Weihnachtsabend 1776 die Hessen in Trenton zur Kapitulation nötigte, schrieb das Komitee, in dem auch Ludwig saß: „Wir können nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß wir es nicht für ratsam halten, daß die hessischen Gefangenen zu gegenwärtiger Zeit ausgewechselt werden. Wir glauben, daß ihre Gefangennahme uns eine günstige Gelegenheit bietet, sie mit der Lage und den Verhältnissen ihrer Landsleute bekannt zu machen, die ehemals hierher kamen, ohne einen Heller Geld in ihrem Besitz, die dann durch ihre Industrie und ihre Frugalität sich zur Wohlhabenheit emporgeschwungen haben, und die ihr erworbenes Vermögen in vollkommener Ruhe und Sicherheit genießen konnten, bis diese ruhestörenden Eindringlinge es für angemessen hielten, ihre Besitzungen zu molestieren und zu zerwühlen.“ Washington pflichtete dem Vorschlag bei, und die vorläufige Verpflegung sowohl als auch die Weiterbeförderung der deutschen Gefangenen wurde in Ludwigs Hände gegeben, der sie dann in die mehr im Hinterland von Philadelphia gelegenen Bezirke bringen ließ. In einem noch vorhandenen Schriftstück jener Zeit, datiert vom 9. April 1778 und vom Kongreß unterzeichnet, heißt es: „... An Christopher Ludwig ist die Summe von 128,84 Dollar zu bezahlen, die er für Unterhalt hessischer Gefangener und bar an hessische Überläufer mit Waffen ausgelegt hatte.“ Also: die desertierten Hessen bekamen nur Geld, wenn sie auch ihre Waffen mitbrachten! Weiter erzählt man von dem verwegenen Patrioten, daß er mit Wissen des kommandierenden Generals sogar als angeblicher Überläufer ins Lager der Hessen nach Staten Island wanderte und dort seinen Landsleuten eine so prächtige Schilderung vom Leben der Deutsch-Pennsylvanier entwarf, daß gar viele, von unwiderstehlicher Sehnsucht nach den Fleischtopfen Amerikas und den Segnungen der Freiheit ergriffen, die erste beste Gelegenheit benutzten, um der britischen Fahne Lebewohl auf Nimmerwiedersich zu sagen. Wenn wir deshalb gerade im Staate Pennsylvanien heute noch so manche Gemeinde antreffen, die zum größten Prozentsatz aus Deutschen besteht, so ist ihr Ursprung — wie Forschungen leicht ergeben — auf diese hessischen Überläufer und auf die hessischen Gefangenen der nordamerikanischen Revolution zurückzuführen, und in mancher Familie, auch in der Stadt Philadelphia, finden sich noch Erinnerungen aus jener Zeit, meist Dokumente schriftlicher Art, daneben aber auch geschnitzte Truhen und andere Reliquien, die sich von Geschlechtern zu Geschlechtern forterbten. Am meisten wird natürlich auf deren Erhaltung in den noch rein deutschen Familien gehalten, doch auch dort, wo schon viel amerikanisches Blut in den Adern fließt, spricht man in Verehrung von den deutschen Vorfahren des Unabhängigkeitskrieges.

Doch zurück zu Christopher Ludwig. Besondere Bedeutung erlangte sein Wirken für die Revolutionsarmee noch infolge seiner Tätigkeit als Bäcker. In einem noch erhaltenen Beschluß des Kongresses vom 3. Mai 1777 heißt es: „Daß Christopher Ludwig als Oberaufseher der Bäcker und Backdirektor in der Armee der Vereinigten Staaten angestellt werde, daß er mit Bewilligung des Chefs oder kommandierenden Generals alle in diesem Geschäft anzustellenden Personen engagieren, deren Lohn festsetze und darüber rapportiere, Mißbräuche abstelle... wofür er einen monatlichen Lohn von fünfundsiebzig Dollars und tägliche Lieferung von

zwei Rationen erhalte.“ Als Ludwig aber bei Übernahme seines Amtes nicht gleich die erforderlichen Leute finden konnte, erließ der Kongreß auch noch eine Bestimmung, nach der Ludwig die notwendigen Kräfte von der obersten Verwaltungsbehörde des Staates Pennsylvanien fordern konnte.

Die Soldaten merkten gar bald, daß Ludwig an der Spitze der Feldbäckerei stand. Sie erhielten fortan nicht nur gutes Brot, sondern dieses auch in hinreichender Menge. Wegen der im Beschluß des Kongresses erwähnten Mißbräuche fand der Bäcker-General sehr bald Gelegenheit, diese aufzudecken. Als man von ihm für hundert Pfund Mehl auch hundert Pfund Brot verlangte, gab er zu erkennen, daß er nicht, wie vielfach bei Lieferanten üblich, — durch den Krieg reich werden wolle. Denn für hundert Pfund Mehl lieferte er hundertfünfunddreißig Pfund Brot ab. Hatten seine durchtriebenen Vorgänger doch verschwiegen, daß das vom Mehl abfortierte Wasser naturgemäß auch das Gewicht der Masse und somit die Menge des Brotes vermehren muß. Auch eine andere Aufzeichnung über Christopher Ludwig fand ich. Nach Lord Cornwallis Kapitulation stellte er für dessen gefangengenommenes Heer an einem einzigen Tage sechstausend Pfund Brot her.

Kein Wunder, daß Georg Washington in Tönen des höchsten Lobes von seinem „Bäcker-General“ sprach und ihn stets als „old gentleman“ bezeichnete. Oft speiste dieser an des Generalissimus Tafel und wurde bei Gesellschaften mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Oft unterhielt sich Washington auch in stundenlangen Privatgesprächen mit ihm über das Backgeschäft und die Brostlieferungen für das Heer. Ebenso war Ludwig aber auch in den Kreisen der sonstigen Offiziere ein gern gesehener Gast, mit denen er in der ungewungensten Weise zu verkehren verstand, indem er nicht nur redete, wie ihm der Schnabel gewachsen war, sondern auch im übrigen seine Unterhaltung mit dem nötigen Humor würzte. Eine prachtvolle Bowle aus Porzellan mit schwerem silbernen Griff — noch heute von den Nachkommen seines Freundes Friedrich Kuhl aufbewahrt und verehrt, — die er im Jahre 1745 aus Canton mitgebracht hatte, diente bei den Festlichkeiten der Offiziere als Punschbowle. Auf dem silbernen Rand befindet sich Christopher Ludwigs Name und Jahreszahl, da er sie gekauft hatte. Mancher Toast ist wohl aus ihr Washington zugetrunken worden und manchen Trinkspruch hat dieser daraus wohl selbst ausgebracht. Dann pflegte der große Feldherr und Staatsmann gewöhnlich zu schließen:

„Health and long life

To Christopher Ludwick and his wife!“

(Gesundheit und langes Leben auf Christopher Ludwig und sein Weib.) Die Bowle war im Heere allbekannt und ist noch heute ein stiller Zeuge, daß auch Washington ein ebenso froher Gesellschafter wie großer Mann war, der selbst einem guten Tropfen durchaus nicht abgeneigt war. Einige Monate vor seinem Tode schenkte Ludwig die Bowle seinem schon namentlich genannten Freunde.

Wir möchten nun noch auf ein besonderes Anerkennungsschreiben Georg Washingtons an Ludwig aufmerksam machen, das unter Glas und Rahmen in den Sälen der historischen Gesellschaft von Pennsylvanien aufbewahrt wird. Christopher Ludwig hatte manchen Strauß mit den Engländern ausgefochten. Er war dabei, als Washington am 25. Dezember 1776 bei Trenton und am 3. Januar 1777 bei Princeton gesiegt hatte, aber auch als dieser am 11. September bei Brandywine und am 4. Oktober bei Germantown geschlagen wurde. Aber auch er selbst hatte mancherlei Verluste durch diese erlitten. Während der Besetzung von Philadelphia im September 1777 war sein Haus vom Feinde geplündert worden. Die Entwertung des Papiergeldes, von dem

er doch einen ganz hübschen Batzen besaß, war gleichfalls ein empfindlicher Schlag für ihn. Doch er wußte sich darüber zu trösten, machte ihn doch der schriftliche Beweis von Washingtons Wohlwollen und Achtung um so glücklicher. Darin steht geschrieben laut Übersetzung:

„Ich habe Christopher Ludwig seit der ersten Zeit des Krieges gekannt und habe vollen Grund zu glauben, sowohl aus eigener Beobachtung als auch aus Mittheilungen andererseits, daß er stets ein getreuer und aufrichtiger Diener des Volkes war; daß er vielfache Betrügereien, die von anderen in seinem Departement versucht und geübt würden, entdeckt und bloßgestellt hat; daß er Ersparnisse wie kein anderer machte, und daß sein Auftreten im öffentlichen Leben von unzweifelhafter Rechtlichkeit und Biederkeit zeugte und sein Wert dadurch endgültig festgestellt ist.

Bezüglich der von ihm erlittenen Verluste durch den Krieg habe ich keine persönliche Kenntnis; allein ich habe es öfter gehört, daß er infolge seines Eifers für die Sache dieses Landes hat viel Schaden erleiden müssen.

25. April 1785.

Geo. Washington.“

Als ein Streiter für seine zweite Heimat, allezeit ein erbitterter Feind der Engländer, denen er und seine Volksgenossen so viel Bedrückung und Elend zu verdanken hatten, starb Christopher Ludwig fast einundachtzig Jahre alt am 17. Juni 1801. Auf dem deutsch-lutherischen Friedhof der Philadelphiaer Vorstadt Germantown liegt er begraben. Ein großer, horizontal liegender Grabstein über seiner letzten Ruhestätte erzählt von seinen Erlebnissen und Taten und wie er gegen die Engländer kämpfte.

## Städtische Getreide- und Mehilverföorgung von ebedem.

Von Bernhard Hagenbach.

(Nachdruck verboten.)

Die Sicherung der Getreidevorräte, der Mehl- und Brotverföorgung hat im Rahmen der auf die Lebensmittelbeschaffung gerichteten Tätigkeit allzeit eine gewichtige Rolle gespielt. Mit besonderer Aufmerksamkeit und Sorgfalt ist sie von jeher betrieben worden, so oft Kriegstage im Lande waren und die Regelung der Ernährungsfragen erschwerten. Mit Eifer und mit wechselndem Erfolg war man auch in den alten deutschen Städten bemüht, für die Einwohnerschaft die notwendigen Mengen Kornes zu erhalten und aufzuspeichern und den einzelnen Haushaltungen die Möglichkeit zu geben, ihre Bedürfnisse an Mehl und Brot zu einigermaßen erschwinglichen Preisen zu befriedigen. Welchen Umfang vordem die gemeindlichen Unternehmungen auf dem Gebiete der Vorratswirtschaft und Preispolitik annahmen, darüber mag ein Überblick über die Maßnahmen der Getreide- und Mehilverföorgung in der alten Mainstadt Frankfurt zeigen. Die folgende Schilderung beruht auf den einschlägigen Kapiteln eines bedeutsamen wirtschaftsgeschichtlichen Werkes, das vor kurzem erschienen ist, auf den von Dr. Karl Bräuer auf Grund des Nachlasses von Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt herausgegebenen „Studien zur Geschichte der Lebenshaltung in Frankfurt am Main während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts“ (erschieden in den „Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Stadt Frankfurt am Main.“)

Ähnlich wie in Frankfurt lagen die Verhältnisse der Mehl- und Brotverföorgung zum Teil auch in andern deutschen Städten. Im allgemeinen gingen in der Selbstbeschaffung von Brot die Hauswirtschaften um so weiter, je umfangreicher und wohlhabender sich ihre Wirtschaft entfalten konnte. Die Gutbemittelten und die Stiftungen waren im Besitz selbstbestellter oder verpachteter Güter. Der „Hofmann“, der Pächter, lieferte als „Pfocht“ Getreide verschiedener Art, das die Müller gegen eine gewisse Menge von Korn zu mahlen bekamen. Gebacken wurde im Hause oder beim Bäcker, der eine bestimmte Summe als Backlohn erhielt.

Es war einer der schwierigsten Aufgaben der gemeindlichen Verwaltungsbehörden, dafür zu sorgen, daß die ganze Bürgerschaft mit möglichst gutem und billigem Brot versehen wurde, und die Bäcker ihren auskömmlichen Erwerb fanden. Einen einigermaßen günstigen Ausgleich zwischen guten und schlechten Erntejahren, Kriegs- und Friedenszeiten usw. zu bewirken, verursachte zahlreiche bittere Sorgen, insbesondere hatte man seine liebe Not, „gerechte“ Preise zu schaffen.

In Frankfurt suchte die städtische Obrigkeit auf den Verkehr mit Getreide und Mehl Einfluß zu gewinnen durch die Regelung des Verkaufs, die Marktordnung und die Vorratsaufspeicherung. Durch eine Verordnung vom 14. Juli 1612 wurde auf heftiges Drängen der Einwohner durch den Rat der Stadt ein Kornmarkt ins Leben gerufen, der alle Samstag abgehalten werden sollte, nachdem die Einrichtung eines Fruchtmarktes, der früher bestanden hatte, abgekommen war. Die Bürgerschaft hatte sich in einer Bittschrift an den Kaiser gewandt, er möge die Wiedereinführung des Kornmarktes verfügen, ein Schritt, der dann den erwähnten Erlaß der Frankfurter Behörden zur Folge hatte.

Der neugegründete Kornmarkt nahm indessen offenbar nicht die Entwicklung, die man erhofft hatte. Er scheint im Laufe der Zeit immer weniger beschickt worden zu sein und damit seine Aufgabe schlecht erfüllt zu haben. Die Bürgerschaft bekam erneut Anlaß, zu klagen. Hundert Jahre nach der obengenannten Ratsverordnung beschwerte sie sich wiederum beim Kaiser. Die Behörden bemühten sich erneut, den Wünschen der Einwohner gerecht zu werden. Sie erklärten, der Unterhalt des Kornmarktes vermehrte Aufmerksamkeit widmen zu wollen. Allein, sei es, daß die zugesagte Fürsorge auf starke Hindernisse stieß, sei es, daß sie nur ein Versprechen blieb, bald glaubte man, wiederum Grund zu haben, mit dem Stand der Dinge unzufrieden zu sein. 1728 „petitionierte“ die Bürgerschaft neuerlich und der Rat schickte sich in einer Verordnung vom 16. September desselben Jahres an, die Schaffung eines Kornmarktes zuzufügen, der nun zweimal in der Woche, am Mittwoch und Samstag, stattfinden sollte.

Neben dem Fruchtmarkt bestand in Frankfurt auch ein Mehlmarkt, der täglich abgehalten wurde. Die Bürger hatten — wie übrigens auch auf dem Kornmarkt — das Recht, von Händlern und Bäckern zu kaufen. Der Mehilverkauf war an bestimmte Zeiten gebunden: zur Sommerszeit war er gestattet von 7 bis 11 Uhr vormittags und 2 bis 5 Uhr nachmittags. Bei einer Strafe von zwei Reichstalern vom Achtel war es verboten, außerhalb der festgesetzten Stunden Käufe und Verkäufe vorzunehmen. Die beiden ersten Stunden der Marktzeit, — im Winter nachmittags nur die erste — waren den Bürgern zur Deckung ihres Bedarfes eingeräumt. Die Bäcker durften, wollten sie nicht einer Strafe von zehn Reichstalern verfallen, in den der Bürgerschaft vorbehaltenen Stunden auf dem Markte nicht erscheinen. Man sieht, auch für die in diesen Tagen

der durch den Krieg bedingten besonderen Verhältnissen wegen in den verschiedenen größeren Städten getroffenen Bestimmungen, wonach auf den Lebensmittelmärkten Verkäufe an Händler erst nach einer für die Hausfrauen festgesetzten Zeit erfolgen dürfen, gilt jenes Wort: „schon dagewesen.“

An Einrichtungen unserer Zeit wird man desgleichen erinnert, wenn man erfährt, daß im alten Frankfurt ein städtisches Kornamt bestand, das tief in die Versorgung der Bürger mit Frucht und Mehl eingriff. Die Verwaltung dieser behördlichen Stelle wurde durch drei Ratsdeputierte und später außer diesen auch durch ein Mitglied des bürgerlichen Ausschusses besorgt. Die Einrichtung, der auch die gemeindlichen Güter, die Mühlen usw. unterstellt waren, sollte insbesondere den minderbemittelten und armen Einwohnern zu Nutzen sein. Unter anderen wurden durch das Kornamt Stichproben — eine Art Bestandsaufnahmen vorgenommen, deren Zweck die Feststellung war, in welchem Umfang die Bürger mit Getreide und Mehl versehen waren, wie sie etwa Teuerungszeiten in Mißjahren oder eine Belagerung in kriegerischen Tagen hinsichtlich ihrer Nahrungsmittelbestände würden bestehen können.

Die Wohlhabenden waren natürlich zumeist in der Lage, sich mit reichlichen Vorräten zu versorgen, um auch in Notmonaten auskommen zu können, während die Unbemittelten unter außergewöhnlichen Verhältnissen, wie sie sich bei schlechten Ernten, Kriegswirren usw. ergaben, auf behördlichen Schutz und amtliche Fürsorge angewiesen waren. Hauptsächlich um diesen kleinen Leuten zu dienen, hatte das Kornamt Vorratsspeicher zu unterhalten, in die in guten Erntejahren bedeutende Mengen Getreide eingelegt wurden, die den Bedürftigen zu angemessenen Preisen in mageren Zeiten erschlossen wurden.

Der Rat von Frankfurt am Main trieb also, das mag der kurzen Skizzierung der Verhältnisse auf dem Gebiete der Getreide- und Mehlerverorgung entnommen werden, eine großangelegte Politik, die ihm erlaubte, auf die Gestaltung der Preise und die Zustände auf dem Markte in weitem Maße einzuwirken. Allerdings fehlte es auch gelegentlich nicht an Klagen, die Vorratsspeicher der Stadt kämen nicht in erster Linie den Minderbemittelten zugute. Es werde Mißbrauch getrieben. So beschwerte man sich, reiche Familien entliehen in teuren Tagen Korn aus den gemeindlichen Lagerhäusern, um in guten Jahren mit billigem Preise es wieder zurückzugeben. Eine besondere „Visitations-Ordnung“ sollte Abhilfe schaffen. Doch gab es immer wieder Leute, die der Meinung waren, das Kornamt sollte seinen Pflichten noch strenger nachkommen.

Nicht allein die Versorgung der Bürgerschaft mit Getreide und Mehl stand im alten Frankfurt in weitem Umfang unter behördlichem Einfluß, auch die Herstellung und Verkauf des Brotes waren Gegenstände der Aufmerksamkeit der Obrigkeit und wurden durch Verordnungen erfaßt. Die Schaffung eines Ausgleiches zwischen den Wünschen und Forderungen der Verbraucher und Bäcker und nicht minder zwischen diesen und den Mehl- und Fruchtthändlern war bisweilen eine recht heikle und schwierige Aufgabe. Im Einzelnen auf die gemeindlichen Maßnahmen der Brotversorgung einzugehen, möchte indessen zu weit führen.

Jedenfalls ist aus diesen Angaben zu ersehen, daß manche von den in diesen Tagen in Erscheinung getretenen Einrichtungen militärischer, staatlicher und städtischer Einwirkung auf die Nahrungsmittelmärkte keineswegs so völlig neuartig sind, wie man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist.

## Mütter.\*)

Wir tragen eine schwere Krone  
— Sie lockt und gleißt —  
Die unsre süße Mutterbürde  
Als Würde preist.

Wir traagen eine Dornenkrone,  
Die Rosen blüht,  
Und unser Blick, der Liebe lächelt,  
In Leiden glüht.

Wir sind das Größte, was der Geist erdachte,  
So klein wir sind!  
Denn wir sind Schöpfer, die sich Meister schaffen  
Im eignen Kind.

Clara Schelper, Wiesbaden.

## Dschihad!

Bilder aus dem Heiligen Krieg.

Von Jobanna Weiskirch.

(Nachdruck verboten.)

### Vergeltung.

Auf der Halbinsel Gallipoli war seit zwei Tagen nach furchtbaren, für die Engländer und Franzosen unglücklich verlaufenen Kämpfen Ruhe eingetreten. Eine unheimliche Ruhe. Die Ruhe vor dem neuen Kriegsturm. Wie riesige Wächter schauten die von Mohammeds, des Eroberers trügigem Geist kündenden Dardanellen-Festen durch das sternlose Dunkel eines gewitterschwülen Vorfrühlingabends nach dem Golf von Saros herüber. Da, wo seine Wellen leise im Uferland der malerisch geschweiften Bucht spielten, dehnten

sich ringsum die feindlichen Lager, Gräben und Verschanzungen. Unter dem Schutze französischer Küsten-Batterien und englischer Schiffs-Geschütze waren frische Truppen gelandet worden, darunter einer der mohammedanischen Stämme aus der Lybischen Wüste. Ihn, dem das „Dschihad“ des Kalifen wie eine heilige Flamme die Herzen durchloderte, hatte nicht das gleißende Verführergold, sondern die knechtende Macht Englands unter seine Fahnen getrieben, zu kämpfen gegen die Glaubensbrüder und ihre Verbündeten. Zähneknirschend und mit geballten Fäusten waren sie in ihr Zeltlager eingerückt. Ein Wut- und Schmerzgeheul hatten sie unterdrückt, da sie die grüne Fahne des Propheten und die mit dem Halbmond und dem Stern des Padischah

\*) Das Gedicht entnahmen wir dem sehr empfehlenswerten Gedichtband von Clara Schelper, „Vom Lieben, Leben und Lachen“ genannt. Dresden, Verlag Arthur vom Dorp.

über den osmanischen Stellungen wehen sahen. Und ein unheilverkündender Blick war aus den dunkel glühenden Augen des Häuptlings in die seiner ihm auf Tod und Leben ergebenen Stammesöhne übergesprungen und hatte dort lodernde Flammen des Hasses entzündet, die nur in gekühlter Rache verlöschen konnten.

Unnatürlich, unheimlich wirkte die Stille des englisch-französischen Lagers. Hier und da vernahm man den dumpf klingenden Schritt eines Postens, das Schnauben eines Pferdes oder das traumhafte Röhren eines Dromedars. Alles menschliche Leben schien im Schlaf gebannt zu sein. Über den Dardanellen blühte ab und zu ein Wetterleuchten auf. Dann erlosch auch das, und schwerer, schwüler wucherte die Sommernacht. Im Zeltlager des Wüstenstammes erhob sich der Häuptling von seinem ihm als Lager dienenden Gebets-Teppich, auf dem er weder Ruhe noch Schlaf gefunden hatte. Die vom weißen Burnus umflossene kraftvolle Gestalt und das turbanumwundene Haupt reckte er hochauf, dehnte die breiten Schultern und atmete so tief, als wolle er sich damit von einer Last seiner Seele befreien. Ein kurzer Kampf malte sich auf seinen markanten Zügen. Dann kniete er nieder und die Stirne nach Mekka zu bis zur Erde neigend, verharrte er lange im Gebete. Als er sich erhob, sprachen eiserne Entschlossenheit und unbeugsamer Wille aus seinem Angesicht. So trat er unter den Eingang seines Zeltes und ließ die Augen über die Lagerstätten seiner Wüstenöhne gleiten. Es waren ihrer wenige, die den Schlaf gefunden hatten. Die dunklen Köpfe richteten sich auf und Blicke, in denen es wie Raubtierlust irrlichterte, sogten sich an dem geliebten Häuptling fest. Und ein Raunen und Klüstern erhob sich um ihn, das ihm die Seele mit jauchzender Freude füllte. Seine weiße Gestalt, die in der Dunkelheit ins Riesenhafte wuchs, vom Eingang seines Zeltes lösend, ging er mit feierlichen Schritten durch die Reihen der Seinen. Die englischen Söldnerposten drehten sich kaum nach ihm um. Was socht sie das Tun und Treiben des fremden, braunen Gesindels an, das gut genug war, mit seinen Leibern die Kugeln der Osmanen aufzufangen?

Eine Handbewegung des Häuptlings machte dem Raunen und Klüstern um ihn ein Ende, aber von seinen bärtigen Lippen klangen gedämpften Tones kurze, inhaltsreiche Worte, unter denen sich die braunen Leiber der Wüstenöhne wie sprungbereite Pantherleiber dehnten. In fanatischer Begeisterung brannten ihre Augen, die der hohen Gestalt des Häuptlings folgten, bis sie wieder unter dem Eingang seines Zeltes verschwand. Und dann schliefen er und seine Stammesbrüder dem Tage der Rache und Vergeltung entgegen.

Rosig dämmerte er herauf. Mit leisem Singen und Klingen eilten die blauen Wellen des Hofes ans Gestade, begrüßt vom Liebeslied Bül-Büls, das unberührt vom Kriegsgetriebe aus einem unversehrten, blühenden Gebüsch wilder Rosen schluchzte. Vom Türkenlager herüber rief ein Muezzin das Frühgebet der Gläubigen des Propheten, bei dem sich, wie zu gleicher Zeit von ihm geweckt, die Söhne der Lybischen Wüste betend auf die Knie hoben. Als ob es das Zeichen zum Beginn der Schlacht gewesen sei, begann der Donner der Geschütze. Und da die Morgenröte purpurn am Himmel flammte, tobte das Kampfgebrüll. Unter englischem Oberbefehl raste der burnusumwehte Wüstenstamm dem Heer der Osmanen entgegen, doch keine seiner Waffen hob sich gegen die Glaubensbrüder. Aber Schreie, denen der Wüstengeyer ähnlich, grüßten sie und ihre Fahnen, und dann schwenkten die Wüstenöhne unter Allah- und Dschihad-Rufen zu denen über, bei denen sie mit Freuden als Helden zu Allahs Freuden eingehen wollten, wenn es ihr Kismet so bestimmte. Und dann richteten sie die Waffen auf die Herzen derer, die sie in ihren Sold geknechtet hatten und wo sie hintrafen, jagt der Tod.

## Tanka.

Aber die Täler und Felsenküste des armenischen Hochlandes hatte der Frühling seinen ganzen berücksenden Zauber ausgegossen. Ein Abend von unvergleichlich herber Süße wob um die von wilden Rosen umhegten Hänge, an denen die uralte Stadt Kharpout emporfleittert. Murad, der hochgewachsene, kraftvolle Turkmene, der im amerikanischen Kolleg als Schuldienner und nebenbei als Kawaß des Direktors fungierte, hatte sein Tagwerk beendet und schritt dem Hause des russischen Großhändlers entgegen, in dem seine Braut, die gleich ihm aus einem kleinen Dorf bei Diarbekir stammte, als Dienerin weilte. Die Sehnsucht, das schöne, heißgeliebte Tcherkessenmädchen zu sehen, ließ ihn das Haus ihres Brotherrn mehreremale umkreisen und ihn näher an die erleuchteten Fenster herantreten, als er es je gewagt hatte. Drei Tage mühte er sich nun schon vergebens, sie zu sehen und zu sprechen. In der letzten Zeit hatte sie sich überhaupt seltener zu ihm gefunden und war anders gewesen als früher. Und das seit der Zeit, da der Sohn ihres Herrn, der als Offizier bei einem der Kaukasus-Regimenter stand, zu Besuch in Kharpout weilte. Wehe ihr und ihm, wenn —

Murad stöhnte in dem Gedanken, daß ihm die Liebste untreu sein könnte, auf wie ein Tier und griff unwillkürlich mit beiden Händen nach Waffen, die er im Leibgurt trug. Und dann griff er in die Tasche, in der er den Beutel aus gegerbtem Wildleder mit seinen Ersparnissen barg. Heute hatte er es der Geliebten, seiner schwarzlockigen, wilden Tanka, sagen wollen, daß er genug erspart habe, um sie heiraten und das ihn bedrückende Joch fremder Dienstbarkeit von dem stolzen Turkmennacken abstreifen zu können. Endlich! In der Heimat wollten sie wieder als freie Menschen leben und in einer eignen Hütte glücklich sein. Die Sterne wollte er seiner Tanka vom Himmel holen, wenn sie es verlangte. Das rote Brusttuch, das sie sich schon so lange brennend wünschte, hatte er ihr schon gekauft. Wie entzückend mußte sie darin aussehen! Und erst in dem Ohrgehänge aus Goldblechmünzen, das er ihr als Hochzeitsangebinde versprochen hatte. Wo sie nur sein mochte? In Gedanken an sein künftiges Glück versunken, war Murad einen schmalen Bergspfad emporgestiegen und hatte sich dort an den umbuschten Abhang gesetzt. Ohne gesehen zu werden, konnte er die Bergstadt übersehen. Aber er war sehr vertieft in seine Zukunftsträume, daß er die beiden den Weg emporsteigenden, eng umschlungenen Gestalten erst bemerkte, als ihr Liebesgeflüster sein Ohr traf. Wie entgeistert sah er sie näher kommen: den russischen Offizier und seine Liebste, seine Tanka! Murads tieferblaßtes Antlitz färbte sich dunkelrot. Das wilde Turkmennenblut in ihm erwachte und raste durch seine Adern, sodaß er jede Besinnung verlor. Eine seiner Pistolen riß er aus dem Gurt und zielte auf die, die ihm das Liebste auf Erden gewesen war. Und dann zielte er noch einmal. Das Echo zweier Aufschreie folgte ihm, da er ins Gebüsch schritt und dann vernahm sein Ohr ein Kollern über die Felsgänge. Einige Augenblicke stand er lauschend, die Hände auf die wogende Brust und an die brennenden Augen drückend, ehe er in der Dunkelheit verschwand. Kein Mensch sah ihn in Kharpout wieder, und auch in der Heimat blieb er fortan verschollen. —

Über dem Kaukasus schwang die Furie des Weltkrieges ihre lodernde Fackel. Das Dschihad des Kalifen und das Ketwa des Scheich ül Islam hatten auch die sonst als wenig fromm und sultanstreu bekannten Turkmene unter die Fahnen des Propheten und des Padischah gerufen. Galt es doch, an dem alten Erbfeind, dem Moskowiter, Rache zu nehmen für die Bedrückung, die er stets an den Grenzbewohnern geübt. Auch Murad, der ruhe- und heimatlos gewordene Turkmene, war eines Tages wieder aufgetaucht und socht im Heere der

Osmanen wie ein Löwe gegen die Russen. Oft schrie er den Namen der unvergessenen Geliebten gellend in das Gebrüll der Schlacht, und im Nahkampf bohrte er seine Waffe mit einer Wollust ohnegleichen in des Feindes Brust. Immer war er in den vordersten Reihen da, wo die Gefahren am größten waren. Er schien unwundbar zu sein. In seinen Blicken war auch im tollsten Kugelregen ein suchender Ausdruck. Es war, als ob er sich jedes Feindes Gesicht ins Gedächtnis einprägen wollte, oder nach einem von ihnen besonders fahnde. Und eines Tages sahen seine Falkenaugen im Kampfgetümmel unter Tausenden den, um den er zum Mörder an der Geliebten geworden war. Und er, ihr Verführer, lebte! So hatte ihn seine Kugel damals nicht getroffen? Da sollte er ihm hier nicht entgehen. Viele Jahre hatte der Turkmene nicht mehr zu Allah gebetet, nun tat er es, und flehte um seinen Segen zum Rache werk. Es gelang ihm, sich den Weg zu dem russischen Offizier zu bahnen und ihm den Dolch in die Brust zu stoßen. Nicht einmal, sondern vielemal, und jedesmal schrie er dazu den Namen der Geliebten gellend in die Schlacht hinein. Von da an betete der Turkmene täglich zu Allah und dankte ihm für den wiedergefundenen Frieden.

#### Am Euphrat.

Aber der sich am Euphrat hinziehenden Trakfront lachte die Sonne in goldenem Glanze, als ob sie vergessen hätte, daß es ihr am Tage zuvor unmöglich war, mit ihren Strahlen den schwarzen Pulverrauch, der über der vom Morgen bis zum späten Abend tobenden Schlacht lagerte, zu durchdringen. Als wüßte sie nicht, daß die sich im Lager der Osmanen und ihrer Feinde bemerkbar machenden Vorbereitungen eine neue, vielleicht noch blutigere Schlacht kündeten.

Aus dem Zelte Selim-Paschas trat ein schlanker, sehniger Adjutant und forderte den draußen der Befehle seines Herrn harrenden, hünenhaften und waffenstrotzenden Kurden Ahmed auf, einzutreten. Sofort verschwand der Kurde hinter dem Eingang verhüllenden Bärenfell und wartete, die Hände über die Brust kreuzend und die hohe Gestalt in Ehrfurcht neigend, auf die Anrede Selim-Paschas. Dem schien das Reden nicht leicht zu werden. Mit leise bebenden Fingern schob er mehrere, soeben vom Adjutanten gebrachte, aber noch uneröffnete Briefe auf dem mit Karten und Plänen bedeckten Tische hin und her, ehe er sagte: „Es ist ein Brief für Dich dabei, Ahmed, in dem Dir mein Weib wieder einmal schreibt, wie Du mich und meinen Sohn im Feld ver wöhnen sollst.“ Dem Kurden den Brief hinreichend, bemühte er sich, zu lächeln, brachte aber nur ein mühsam unterdrücktes schmerzliches Zucken der Mundwinkel zusammen. Dann fragte er: „Weißt Du, ob — ob Mehmet-Bey Briefe erhalten hat, Ahmed?“

„Nein, Effendim, ich kann es nicht sagen. Soll ich anfragen gehen?“

„Geh zu meinem Sohn und sage ihm, ich erwarte ihn baldigst bei mir, da ich mit ihm zu sprechen habe. Er möge sich beeilen, denn man weiß nicht, was die nächste Stunde bringt.“

Eine viertel Stunde später trat Mehmet-Bey, der Sohn Selim-Paschas, bei dem Vater ein. Bescheiden am Zelteingang stehen bleibend, grüßte er: „Dein Morgen sei ein gesegneter, mein Vater!“ Dann fügte er hinzu: „Du hast mich rufen lassen, mein Vater, was wünschst Du?“

„Allah segne Dich, mein Sohn, tritt näher,“ sagte der Pascha und bedeutete dem schön gebauten, jungen Offizier, auf einem der beiden niederen Holzstühle Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich zuvor auf den anderen. Eine kleine Weile war es stille im Zelt, bis eine vom feindlichen Lager herüberziehende, in

ziemlicher Nähe plagende Granate Selim-Pascha aus seiner schmerzlichen Versunkenheit riß.

„Hast Du — hast Du Nachricht erhalten von — Du weißt, von wem ich meine, mein Sohn?“ fragte er mit unsicherer Stimme.

„Wollte Allah, ich könnte Dir eine bessere Antwort geben, als ein Nein, mein Vater. Alle meine Nachforschungen über den Aufenthalt von Halil, Deinem ältesten Sohn und meinem Bruder blieben erfolglos.“

Den Pascha litt es nicht länger auf dem Schemel. Auch Mehmet erhob sich, als sein Vater vor ihn trat und ihn, aus gramumdüsterten Augen anschauend, klagte: „Eine Stimme in meiner Brust sagt es mir, daß mein Erstgeborener im Heere unserer Feinde gegen uns kämpft. Mit den Abtrünnigen, die das Setwa des Scheichs für Islam dem Tode ausliefert, kam er von Ägypten herüber an die heiligen Wasser des Euphrat und des Tigris, gegen die Fahne des Propheten zu kämpfen. Allah wird mich um dieses Verdammten willen ausschließen von seinen Freuden, wenn ich falle. Wie kann ich vor seinem Angesicht bestehen?“

Tief ergriffen faßte der junge Offizier nach des Vaters Hand und beugte sich zum Kusse darauf nieder. Dann sagte er: „Ich kann es noch nicht glauben, mein Vater, daß der Sohn Selim-Paschas in den Reihen unserer Feinde kämpft, ehe ich mich nicht mit eignen Augen davon überzeugt habe. Vielleicht fiel er in den Reihen der Unseren an einer unserer fernen Fronten, und wir hörten es nie.“

„Allahs Segen über Dich, wenn Du recht hättest! Ich glaube nicht daran. Warum kam er nicht, warum gab er nicht ein Lebenszeichen von sich, als das Dschihad des Kalifen die Welt des Islams unter die Fahne des Propheten rief? Allah wird mich strafen, daß ich Mehmet's Drängen nachgab und ihn dein englischen Einfluß zu viel aussetzte. Ihm stieg die Kultur des Krämervolkes so zu Kopf, daß er sich der Abstammung vom tapferen, ruhmreichen Volk der Osmanen schämte. Verflucht — —“

Unbemerkt von den beiden, war die hohe Gestalt eines tiefgebräunten Mannes in gewöhnlicher Soldatenkleidung in das Zelt eingetreten. Ehe Selim-Pascha seine Rede hatte vollenden können, stürzte der Eingetretene zu seinen Füßen und küßte sie. Dann schrie er in markerfütternden Tönen: „Schlage, trete mich in den Staub, mein Vater, aber fluche mir nicht! Noch ist es Zeit, daß ich gut mache, daß ich sühne, was ich am Vaterland verbrach. Aus dem englischen Lager, in dem ich gegen meine Heimat focht, habe ich mich in der Uniform eines gefallen osmanischen Soldaten hierher geschlichen, weil ich so nicht weiter leben und nicht zu Allah eingehen konnte. Verzeihe mir, mein Vater, und laß mich als der geringsten Deiner Soldaten einen mir meine verlorene Ehre wiedererkämpfen!“

Keines Wortes mächtig, starrte der Pascha auf den heimgefundenen Sohn. Der rutschte auf den Knien zum Bruder und bat mit erhobenen Händen: „Am unserer gemeinsamen Jugend im heißgeliebten Istanbul halber, bitte für mich, mein Bruder!“

„Mein Vater, hab Erbarmen mit dem Schuldigen, laß ihn gut machen,“ flehte Mehmet mit tränenerstickter Stimme.

Da reckte sich der Pascha hoch empor, mit leuchtenden Augen dem sich mehrenden Donner der Geschütze lauschend. „Der Kampf wird bald entbrennen, in dem Du Deine besleckte Ehre wieder reinigen kannst. Dann will ich Dir, ob Du lebst oder fällst, den alten Platz in meinem Vaterherzen wieder einräumen. Und nun verlaß mich, da ich vor der Schlacht mit Allah noch zu reden habe!“

Gleich darauf war Selim-Pascha allein. Die Stirne bis zur Erde neigend, sank er auf dem in der Zeltdecke liegenden Gebetsteppich nieder.